



REPORTER:INNEN
forum

Können Sie Odessa, Bukarest und Sofia von Nord nach Süd sortieren?

Als unsere Autorin vor 20 Jahren zum Studieren Krakau Barcelona vorzog, war die Reaktion: hä – warum denn Polen? Das Desinteresse ist bei vielen geblieben. Putins Angriffskrieg zeigt nun, wie wenig wir über unsere Nachbarn im Osten wissen.

Von Nadia Pantel, Der Spiegel, 31.12.2022

Es war der Sommer 2014 als ich mit einem Freund auf dem alten Marktplatz von Warschau stand und sagte: »Man kann sich gar nicht vorstellen, dass jedes einzelne dieser Häuser hier wiederaufgebaut werden musste.« Wir waren beide aus Deutschland, hatten beide ein abgeschlossenes Studium und er sagte: »Wieso, wer hat denn die Häuser zerstört?« Bevor ich »Deutschland« sagen konnte, sagte er »oh«, weil es ihm gedämmert war.

Aber einen kurzen Moment lang leuchteten die Umriss von etwas auf, das so groß war, dass es bis zum Horizont reichte. Es war das Loch, das dort klafft, wo Deutsche ihr Wissen über Osteuropa lagern. Zur Wahrheit gehört auch, dass ich selbst keine Ahnung von der planmäßigen Vernichtung Warschaus durch die deutsche Wehrmacht hatte, bis ich mal ein Jahr in Polen studierte.

2022 war nun nicht nur das Jahr, in dem Russland die Ukraine angriff. Es war auch das Jahr, in dem in Deutschland wieder einmal darüber gestaunt wurde, dass die Ukraine nur ein Nachbarland von Deutschland entfernt liegt. Oder, wie es die »Augsburger Allgemeine« im Sommer in einem »Ukraine-Fakten«-Artikel formulierte: »Die Ukraine ist weniger weit von Deutschland entfernt, als man zunächst vermuten würde.«



Man kann sich über diesen Satz lustig machen, weil ihm keine empirische Studie zu gefühlten Entfernungen zugrunde liegen dürfte. Oder man erkennt an, dass er stimmt. Denn er spiegelt den deutschen Widerwillen, sich für Orte zu interessieren, geschweige denn zu erwärmen, die östlich von Berlin liegen und nicht Sankt Petersburg oder Moskau sind.

Mögliche Tests, die diesen Widerwillen belegen: Bei einem Abendessen mit Freunden die Anwesenden bitten, einen tschechischen Autor zu nennen, der nicht Milan Kundera heißt. In der nächstgelegenen Volkshochschule ausrechnen, ob es drei- oder viermal so viele Italienisch- wie Polnisch-Kurse gibt. Testen, wie lange man – ohne nachzuschauen – braucht, um Los Angeles, Seattle und San Francisco von Nord nach Süd zu sortieren. Dann dasselbe mit Odessa, Bukarest und Sofia ausprobieren.

2022 wurde dieses Desinteresse zu einem Politikum. Denn die Frage des Jahres lautete nicht nur: Was passiert in der Ukraine? Sondern auch: Was ist da eigentlich in Deutschland los? Warum war es Berlin so leichtgefallen, alle Bedenken zu den Nord-Stream- Pipelines zu ignorieren? Warum ist ein deutscher Ex- Kanzler ein enger Freund von Wladimir Putin, und warum hat das so lange kaum jemanden aufgeregt? Warum galt es nicht als berechtigte Sorge, sondern als nationalistische Paranoia, als die Ukraine, das Baltikum und Polen vor Putins Russland warnten? Und warum generiert das Verständnis für die Befindlichkeiten Moskaus in Deutschland einen offenen Brief nach dem anderen? Unter anderem von einer Person wie Alice Schwarzer , die es in diesem Jahr wiederholt nicht schaffte, den ukrainischen und den ungarischen Botschafter auseinanderzuhalten.

Die Antworten auf diese Fragen liegen nicht nur in Parteien und Ministerien. Sie beginnen bei zwei deutschen Touristen auf dem Marktplatz von Warschau. Sie beginnen bei den eigenen blinden Flecken.

Eine Woche, nachdem die ersten Bomben auf Kiew gefallen waren, saß ich unter einer Reihe goldener Kronleuchter in Paris und hörte zwölf europäischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern zu. Es war eine lange geplante Veranstaltung, in der nun irgendwie auf den Krieg reagiert werden musste.



Die Leitfrage des Abends lautete: »Was macht die europäische Identität aus?« Und während die französische Moderatorin stoisch am ursprünglichen Plan festhielt und ihre Fragen nur insofern anpasste, als dass sie besonders viel Sorge in ihre Stimme legte, konnte man die Gäste aus Polen, der Slowakei und dem Baltikum auf der Bühne aus der Rolle fallen sehen. Sie wurden nicht laut, nicht unhöflich, aber der Halt gebende Habitus des Großdenkers passte nicht mehr zu ihnen. »Welche Bücher können uns jetzt trösten?«, fragte die Moderatorin. Und ein slowakischer Autor sagte: »Ich weiß noch gar nicht, wie ich wieder lesen soll.«

Der französische Europaminister hatte zur Eröffnung des Abends davon gesprochen, wie der Krieg »uns alle in Europa« gleichermaßen erschütterte. Die anschließende Diskussion zerfiel in die Gruppe der Erschütterten und in die Gruppe der existenziell Bedrohten. Westeuropäer auf der einen Seite, Osteuropäer auf der anderen. Es war keine geografische Trennlinie. Es war eine politische.

In der Theorie könnte ich von mir behaupten, dass ich auf beiden Seiten dieser Linie stehe. Mein Vater wurde, als Sohn deutscher Eltern, in Lettland geboren, meine Mutter in Frankreich. Ich habe in Krakau gelebt und in Paris.

Aber in der Praxis ist es so, dass ich jahrelang Litauen und Lettland durcheinanderbrachte, wenn ich meine Familiengeschichte erzählte, und gleichzeitig ganz genau wusste, wo das Dorf meiner französischen Oma lag. Das hat nicht nur damit zu tun, dass ich meine Oma als Kind in den Achtzigern besuchen konnte, während Lettland auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs lag. Es hat auch damit zu tun, dass mir schon früh das anerkennende Nicken auffiel, das man geschenkt bekommt, wenn man sagt: »Ich bin Halbfranzösin.« All die Sonne vergangener Provence-Urlaube strahlt auf einen ab, in Gedanken wird eine Flasche Wein geöffnet.

Die Frage »Moment, Litauen? Hast du letztes Mal nicht Lettland gesagt?« habe ich hingegen nie gehört. Als die Mauer fiel und meine Eltern nach Polen fahren wollten, war ich ein Grundschulkind und weigerte mich mitzukommen.

Später erinnerte ich mich an meine kindliche Ost- Angst und schämte mich. Gleichzeitig begann ich zu begreifen, dass ich nicht übermäßig engstirnig war. Sondern einfach nur auf die gleiche Art und Weise borniert, wie die Menschen um mich herum.



2004, ich war Geschichtsstudentin in Freiburg, entschied ich mich, für ein Jahr nach Krakau zu ziehen. Weil mir das exotischer erschien als Barcelona oder London. Wenn ich vor meinem Umzug auf Partys von meinen Plänen erzählte, kamen folgende Reaktionen: »Hä, warum denn Polen?«, »Haha, willst du dir billig die Nase richten lassen?« und »Haha, pass bloß auf dein Portemonnaie auf!«.

Und ich selbst fuhr nach Polen mit einem Hütchen aus Stolz und Trotz, wie eine, die von sich selbst glaubt, sie sei eine Pionierin. Es war alles in allem sehr peinlich.

Nun, in diesem Kriegsjahr, begegnet mir meine Ahnungslosigkeit besonders häufig. Ich erkenne sie wieder, wenn Reporter mit großen Augen berichten, in Kiew sei es »wie bei uns«. Das Betonen des europäischen Charakters der Ukraine wurde zu Beginn des Krieges oft als Rassismus interpretiert: Um diesen Krieg soll sich der Westen also kümmern, weil dort die Menschen weiß sind, während sich für Terror und Tod in Afrika keiner interessiert. Der Vorwurf, dass mit ganz besonderer Indifferenz und Kälte nach Afrika geschaut wird, ist richtig. Doch das bedeutet nicht, dass der Blick nach Osten nicht auch von Rassismus geprägt ist. Schaut, in Kiew fallen Bomben, obwohl es Milchschaum auf dem Kaffee gibt.

Um meine eigene Ignoranz besser zu verstehen, rufe ich Marketa Spiritova von der Universität München an. Die Ethnologin Spiritova hat den Sammelband »Eigenbilder, Fremdbilder, Identitäten im östlichen Europa« herausgegeben. »Es gibt ein Machtgefälle zwischen West und Ost«, sagt sie und nennt als eines der frühen Beispiele die »Völkertafel« aus der Steiermark, die im 18. Jahrhundert entstand.

Auf der Tafel sind europäische Völker von West nach Ost angeordnet, es beginnt mit den Spaniern und endet bei den Türken, (denen unter anderem zugeschrieben wird »zu weich« und »weibisch« zu sein). Vor den Türken kommen Russen, Ungarn und Polen. Exemplarisch für den Spirit der Völkertafel steht die Zeile »Natur und Charakter«. »Spanier: wunderbar, Franzosen: freundlich und gesprächig«, Polen: »noch wilder«, Ungarn: »am grausamsten«, Russe: »wirklich ungarisch«. Auch die Zeile »Verstand« hat es in sich. »Spanier: klug und weise, Franzose: vorsichtig, Pole: geringschätzig, Ungar: geringschätziger, Russe: gar nichts«.



»Solche Stereotype halten sich sehr hartnäckig«, sagt Spiritova. »Der Osten steht in Deutschland für das Wilde, das Unzivilisierte.« Spiritova beschreibt, wie diese Zerrbilder in der Zeit der Aufklärung entstanden: Das westliche Europa, allen voran Frankreich und Preußen, arbeiteten an ihrem Bild als große Kulturnationen. Das östliche Europa diene als dunkle Folie, vor der man selbst heller leuchtete. »Osten klingt wie ein Makel, den man abschütteln will«, sagt Spiritova.

Statt gegen diese Zerrbilder anzugehen, die sich als Geografie tarnen, ließ man in Deutschland zu, dass sie sich verfestigen. Schlimmer noch: Die Nationalsozialisten nutzten sie für die rassistische Begründung ihrer »Blut und Boden«-Ideologie.

Beginnend in Polen wurden die Menschen im östlichen Europa von Deutschland ermordet und gefoltert. »Diese Versuche der Nazis, slawische Kulturen zu entmenschlichen, wirken bis heute nach, nicht nur in rechtsextremen Milieus«, sagt Spiritova.

Versäumt wurde nicht nur die Auseinandersetzung mit antislawischem Rassismus der Nazis, sondern auch die Aufarbeitung der Wehrmachtsverbrechen in Osteuropa. In einer Studie des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld zu Erinnerungskultur in Deutschland zeigt sich ein massives West-Ost-Gefälle. 74 Prozent der Befragten geben 2022 an, dass sie Frankreich am stärksten mit dem Zweiten Weltkrieg verbinden. 60 Prozent nennen Polen. Die Ukraine, das Baltikum und Belarus kommen nicht einmal gemeinsam auf zwei Prozent.

»Es ist bezeichnend, dass die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg westeuropäisch zentriert ist. Der Krieg im Osten ist noch eine große Leerstelle, da kein Wissen über die Gewalt während der deutschen Besatzung vorhanden ist«, heißt es in der Studie. »Dieses Nichtwissen steht im krassen Gegensatz zur Erinnerung in den betroffenen Gesellschaften Osteuropas: Raub- und Ernährungskrieg, Ausbeutung als Arbeitsklaven, Misshandlungen und Mord.« Die Studie zeigt auch, dass in den Bundesländern der früheren DDR die Sowjetunion deutlich stärker mit dem Krieg assoziiert wird als in den früheren BRD-Ländern. Doch Ukraine, Baltikum und Belarus werden als Kriegsschauplätze in Ost- wie Westdeutschland gleichermaßen nicht genannt.



Mit der Studie im Hinterkopf lohnt es sich, noch einmal die »Anne Will«-Sendung vom 8. Mai dieses Jahres anzuschauen. Der deutsche Soziologe Harald Welzer fordert da den damaligen ukrainischen Botschafter Andrij Melnik auf, er möge »beim Zuhören« bleiben. Denn er, Welzer, habe als Nachfahre der deutschen Täter schließlich »eine ganz präsente Kriegserfahrung in der Familie selber drin«.

In Deutschland verschließt man nicht nur vor den Wehrmachtsverbrechen im Osten die Augen, man glaubt sogar, man habe die Nazivergangenheit so gründlich bearbeitet, dass man andere darüber belehren könne, was Krieg ist. Selbst, wenn im Land des anderen gerade Bomben fallen.

Zwei Jahre nach meinem Polen-Jahr ging ich 2007 für ein Praktikum nach Georgien. Das Praktikum war Teil eines europäischen Bildungsprogramms und wurde vom deutschen Entwicklungsministerium mitfinanziert. Wir wurden in binationalen Tandems ins Ausland geschickt, nach dem Schema deutsch plus osteuropäisch.

Mein Tandempartner war Lette, es waren auch Polen, Ungarn, Tschechen, Esten, Litauer dabei. Die Hälfte der Praktika wurde im postsowjetischen Raum absolviert, die andere Hälfte in afrikanischen Ländern. Zur Vorbereitung der Aufenthalte gehörte ein Seminar, bei dem uns die Idee ausgetrieben werden sollte, wir würden als Weiße Retter ins Schwarze Afrika fahren.

Es war ein gutes, konfrontatives Seminar. Wenn man sich darauf einließ, konnte man danach einsehen, dass man rassistische Bilder über Afrika tief verinnerlicht hatte. Zwei Teilnehmerinnen aus Tschechien ließen sich nicht darauf ein. Sie weigerten sich, angesprochen zu werden, als hätten auch ihre Vorfahren Sklaven ausgebeutet und Kolonien besessen. Die Tschechinnen gingen allen auf die Nerven und eine Freundin von mir sagte: »Schade, in Osteuropa sind sie einfach noch nicht so weit.«

Heute frage ich mich, warum niemandem von uns auffiel, wie schief diese Vorbereitung war. Warum keiner sagte: Ja, das Anti-Rassismus-Coaching ist wichtig. Und zusätzlich setzen sich bitte die Deutschen hin und lesen noch einmal nach, was ihre Großeltern meinten, wenn sie vom »Lebensraum im Osten« sprachen, und wie viele Millionen Zivilisten dafür starben. Und zwar lesen sie das, *bevor* sie mit Polen gemeinsam als fröhliche Tandems nach Kasachstan fahren.



In Georgien selbst war ich dann von allem verzaubert. Ich spazierte an reifen Granatäpfeln vorbei, streichelte Katzen im Park und sagte jedem Besucher: So schön muss es früher auch in Italien gewesen sein. Früher, vor Überkonsum und Massentourismus. Georgien war für mich ein Land, in dem die Zeit stehen geblieben war. Als gäbe es ein kontinuierliches Abspulen von Entwicklung, an dessen Spitze Westeuropa steht und in dessen Richtung sich alles entwickelt. Und als sei der Kommunismus nur eine kurze Abweichung von dieser Entwicklung gewesen und nicht über Jahrzehnte die Lebensrealität von Millionen Menschen im östlichen Europa.

Vor einigen Monaten habe ich »Frei« von der albanischen Autorin und Marxismus-Forscherin Lea Ypi gelesen. Ypi beschreibt in dem Buch nicht nur ihr Aufwachsen im kommunistischen Albanien, sie beschreibt auch, wie wenig sich ihre Freunde in Westeuropa für ihre Erfahrungen interessieren.

Als Studentin diskutiert sie mit ihren Kommilitonen über Rosa Luxemburg, Che Guevara, Leo Trotzki. Die westlichen Freunde sind glühende Sozialisten. Ypi beschreibt, wie sie gemeinsam in Rom den 1. Mai feiern, den Tag der Arbeit, und wie sie von den großen Mai-Paraden ihrer Kindheit erzählt. »Was du erlebt hast, war nicht der wirkliche Sozialismus«, sagten ihre Freunde.

Ypi erinnert sich: »Meine Geschichten vom Sozialismus in Albanien wurden im besten Fall toleriert als peinliche Einwürfe einer Ausländerin, die sich noch nicht richtig integriert hatte. Der Sozialismus meiner Freunde war klar, strahlend und in der Zukunft. Meiner war chaotisch, blutig und in der Vergangenheit.«

Ich erkannte in Ypis Vorwurf meine eigene Taubheit wieder und fühlte mich wachgerüttelt. Vielen anderen muss es auch so gegangen sein: Das Buch wurde ein Bestseller.

Genauso wie ich die Armut in Georgien romantisierte, rümpfte ich die Nase über die Pläne für eine neue Shoppingmall in Krakau. Wir fanden es damals als Erasmus-Studenten 2004 interessant, dass es im polnischen Supermarkt keinen Parmesan gab. Und es erschien uns unwürdig, wie sehr sich unsere polnischen Freunde für ebendiesen Parmesan begeistern konnten. Zu Hause in Hamburg, Grenoble und Utrecht hatten wir Westeuropäer uns mit allem Komfort eingerichtet. Und es war uns unangenehm zu



sehen, wie sehr unsere polnischen Freunde nach diesem Komfort strebten. Wir wollten ihn zwar selbst nicht missen, aber wir hatten gelernt, kritisch über ihn zu sprechen.

Wie diese Herablassung von der anderen Seite betrachtet aus aussieht, lese ich bei dem bulgarischen Politologen Ivan Krstev. In seinem Vorwort zu einer Essaysammlung über die Krise liberalen Denkens im heutigen Polen schreibt er 2020: »Osteuropa rächt sich für die Arroganz und die Kaltschnäuzigkeit des Westens, nur um dann festzustellen, dass der Westen sein einziger Referenzpunkt bleibt.« Krstev geht es nicht um Käse und Konsum, sondern um Rechtsstaat und Demokratie.

Doch er beschreibt ein Gefühl, dass die Dynamik zwischen Ost und West immer wieder dominiert: Die Länder des östlichen Europas orientieren sich an Berlin oder Paris und spüren, wie sie deshalb vom westlichen Gegenüber als ewig Gestrige belächelt werden. Auch schon lange, bevor ein Viktor Orbán die Demokratie demontierte.

Ein Anruf bei Peter Oliver Loew vom Deutschen Polen-Institut in Darmstadt. Das Institut betreut das seit 20 Jahren erscheinende Polen-Barometer, eine jährliche Umfrage zum deutsch-polnischen Verhältnis. »Seit etwa zehn Jahren sehen wir, dass in Deutschland das Interesse an Polen steigt und in Polen die Sympathie für Deutschland.« Bevor der Optimismus zu groß wird, dämpft Loew: »Wir starten von einem ziemlich niedrigen Niveau.«

Loew beschreibt, wie stark das Bild, das Deutsche sich von Polen machen, davon abhängt, wer dort gerade die Wahlen gewinnt. Seit Polen von der rechtspopulistischen PiS-Partei regiert wird, gilt im Zweifel das ganze Land als nationalistisch. Als in den USA Donald Trump ins Weiße Haus einzog, war die große Mehrheit der Europäer entsetzt. Aber dadurch strichen sie nicht Kalifornien, Miami oder New York als Sehnsuchtsorte aus ihren Köpfen. Von Polen oder Ungarn weiß man in Deutschland so wenig, dass es deutlich schwerer fällt, das Land jenseits seiner Politiker wahrzunehmen.

Durch den Krieg in der Ukraine habe sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die osteuropäischen Nachbarn für die Zukunft der EU entscheidend sind, sagt Loew. »Dennoch dominiert weiterhin die Idee, dass man, wenn man einen Ansprechpartner im Osten sucht, eigentlich nur mit Russland auf Augenhöhe verhandeln kann«, sagt Loew.



Das östliche Europa als unübersichtliche Knautschzone, die zwischen Berlin und Moskau liegt. Wie salonfähig diese Wahrnehmung ist, führte der Publizist und SPIEGEL-Mitinhaber Jakob Augstein im Oktober in einem Gespräch mit der ukrainischen Schriftstellerin Tanja Maljartschuk vor. Die Begegnung wurde live im Radio übertragen und es ging viel darum, dass Augstein wissen wollte, warum Maljartschuk durch die russische Bombardierung ihres Heimatlandes nicht zur Pazifistin wurde. Er »verstehe, dass die Ukraine kein Territorium abgeben will«, sagte Augstein. Dann kam das Aber: »Gerade in Galizien, wo Sie herkommen, ist das sozusagen der Regelfall gewesen, dass die Grenzen immerzu wandern«, erklärte der deutsche Journalist seinem ukrainischen Gast. Als seien souveräne Nationalstaaten für das östliche Europa ein fremdes Konzept.

Eine meiner letzten Anfragen für diesen Text geht an eine bekannte ukrainische Autorin. Ob sie beschreiben könne, wie sie die deutschen Debatten über den Krieg wahrnimmt. Sie sagt freundlich ab: »Brauche eine Pause, bitte um Verständnis.« Wir wünschen einander frohe Weihnachten. Ich komme mir dabei dumm vor, weil zwischen jeder Zeile ihrer kurzen Mail stand, dass ihr Weihnachten nicht froh sein wird.

Und vielleicht ist das schon der erste Schritt: sich an den richtigen Stellen dumm vorkommen.

So wie ich, als ich mit Anfang 20 die Eltern meiner Mitbewohnerin in der Nähe von Krakau besuchte und mein Polnisch auch nach einem Jahr Sprachkurs immer noch so schlecht war, dass ich nicht verstand, was der Vater nach dem Mittagessen sagte. Er saß in seinem Fernsehsessel und schaute mich an. »Er hat seit dem Krieg keine Deutsche mehr gesehen«, übersetzte meine Freundin. Nicht nur Geografie ist politisch, Zeit ist es auch. Was für mein Gefühl lange zurücklag, war für ihn noch nah.

Zum Abschied schenkte er mir ein Glas Honig. Ich stellte es neben die anderen Honiggläser, die er seiner Tochter in den vergangenen Monaten für mich mitgegeben hatte. Weil er wusste, dass meine Eltern gerade zu weit weg waren, um die Honigversorgung zu übernehmen.

Als er mich dann zum ersten Mal persönlich traf, war ich nicht mehr nur die Mitbewohnerin seiner Tochter. Ich war eine junge Frau, die mit dem Akzent der Täter



REPORTER:INNEN
forum

sprach. Das musste ich aushalten, aber er noch viel mehr. Es ging bei dieser Begegnung nicht um Schuld, sondern um Empathie. Um das Gefühl, das entsteht, wenn man zulässt, dass das Gegenüber die eigene Bequemlichkeit stört.